

Ganz schön fit für einen kranken Staat

ROM, 29. Dezember
Das Jahr 2011 ist für Italien ein Datum zum Feiern. Das meint nicht die inzwischen legendären „Bunga-Bunga“-Partys des Ministerpräsidenten, sondern die Feierlichkeiten zum einhundertfünfzigsten Staatsjubiläum. Vor dem Jahreswechsel wurden – etwa an der Piazza Venezia in Rom – bereits die Tribünen fürs Jubeljahr montiert. Gleich mehrere römische Ausstellungen zeigen die meist modernen Gemälde der Einheitskriege, denn 1861 stand zum ersten Mal seit den alten Römern wieder ein nationales Gebilde namens „Italia“ auf der Landkarte, wenn auch zunächst mit der Hauptstadt Turin. Damals besiegte das Heer des savoyischen Königs in Allianz mit den Franzosen die Österreicher in der Toskana und in der Lombardei, und auch der König von Neapel wurde aus seinem immensen Territorium im Mezzogiorno schmählich vertrieben. Italien kleidet sich seither in Grünweißrot. Doch haben auch die Italiener einen wirklichen Grund zum Feiern?

Die Flut zögerlicher und schamhafter, nur selten stolz-patriotischer Buchtitel zum Thema ist inzwischen unüberschaubar. Harmlos und nostalgisch wirken noch die Neudrucke historischer Augenzeugenberichte von Expeditionen Garibaldis oder vom Pädagogen Edmondo De Amicis, der sich 1870 über die Einverleibung des Kirchenstaates nach Italien nicht genug die Glückstränen aus den Augen reiben konnte. Denn die patriotische Vereinigung war 1861 noch lange nicht abgeschlossen. Die Territorien des Papstes mit der historischen Hauptstadt Rom konnten sich die unfrommen Patrioten (mit deutscher Schützenhilfe gegen Frankreich) erst 1870, und die nordöstlichen Alpengebiete Trentino, Südtirol und Friaul gar erst 1918 nach militärischer Niederlage einverleiben.

Bei kleinen Gebietsverlusten an Jugoslawien nach dem Zweiten Weltkrieg ist dies von Piemont aus gewaltsam geeinte Italien ein unbestreitbarer historischer Erfolg – wenn man es etwa mit dem zerfallenen Zarenreich, den Osmanen oder dem militarisierten Bismarckstaat vergleicht, der nach diversen selbstverschuldeten Katastrophen riesige Ostgebiete verspielte. An der Existenz Italiens dagegen – ob als EU-Gründungsmitglied, als Hüter entscheidender Kulturgüter der Menschheit von Venedig bis Pompeji, als Mutterland von Pasta bis Grappa – ist trotz Mafia und Berlusconi nicht zu rütteln. Warum also offenen die Italiener eine fast schon angeborene Zögerlichkeit, wenn sie ihre vaterländische Bilanz ziehen?

Nationaler Defätismus hat in Italien nun einmal eine große Tradition. Denn hier funktioniert alles – gerade auch der Staat – nur näherungsweise. Der angesehene Historiker Emilio Gentile erinnert in seinem skeptischen Jubiläumsbändchen „Weder Staat noch Nation“ an die schlimmen Geburtswehen nach 1861. Bereits im ersten Jubiläumsjahr 1911 gab es mehr Sarkasmus und Pessimismus als Zufriedenheit, und da erwähnt Gentile nicht einmal die bitteren Kommentare, die etwa der vermeintliche Vaterlandsmusiker Giuseppe Verdi schon früh über die Landarmut und die Auswanderungswellen nach der Einheit zu Papier brachte. Italien bekam keine Kolonien, Italien wurde zu spät und nur partiell industrialisiert, alphabetisiert, kommerzialisiert. Was funktionierte eigentlich wirklich, abgesehen vom Orgelton des Nörgelns?

Aus dem kühlen, industriellen Norden kam 1861 die militärische Einheit, vom

1861 stand zum ersten Mal seit den alten Römern wieder ein nationales Gebilde namens „Italia“ auf der Landkarte – zunächst mit Turin als Hauptstadt. Die vaterländische Bilanz, die man zum hundertfünfzigsten Staatsjubiläum zieht, fällt verhalten aus. Ist man im Zweifel darüber, ob es wirklich einen Grund zum Feiern gibt? Nationaler Defätismus hat in Italien Tradition. Denn hier funktioniert alles – auch der Staat – nur näherungsweise.



Die Ursprünge der Nation, wie sie der Maler Gerolamo Induno sah. Nicht ganz so zuversichtlich wie die auf dem Gemälde in den Kampf ziehenden Soldaten bereitet sich Italien auf sein Jubiläum vor. Das Museum Scuderie del Quirinale präsentiert anlässlich des Geburtstags eine Schau, die auch Indunos „La partenza dei coscritti nel 1866“ zeigt. Foto Saporetto, Milano

rückständigen Süden aus wurde sie missstrahlich kommentiert. Die international bleibenden Romane über die Verwerfungen des Risorgimento wurden vom Veristen Giovanni Verga, mit Giuseppe Rovani Epos „Cento Anni“ – beide Autoren aus Catania –, vom Neapolitaner Benedetto Croce und vor allem von Tommaso di Lampedusa in Form seines späten „Gattopardo“ vorgelegt. In diesem sizilianischen Sittengemälde findet sich die resignierte, längst zum Sprichwort gewordene Sentenz, in Italien müsse sich alles ändern, damit alles bleiben kann, wie es ist.

Diese Berufung auf unveränderliche Gesetze italienischer Mentalität bewahrt sich in der tiefen Spaltung, in welcher sich das Land seit und durch Berlus-

coni befindet. Unter ihm ist es fast wieder so bunt wie vor 1861. Und geeint werden – trotz fast schon verzweifelter Aufrufe von Staatspräsident Napolitano – die zerstrittenen Italiener ihren großen Festtag am 17. März 2011 nie und nimmer begehen können. Wo anders als in dem nie wirklich auf die Beine gekommenen Nationalstaat Italien wäre es möglich, dass ein amtierender Minister wie Roberto Calderoli von der separatistischen „Lega Nord“ Weihnachtswünsche mit einer auf den Kopf gestellten Landkarte verschickt und darin Wünsche äußert, dieses vermaledeite Italien möge endlich zugunsten des nördlichen Padanien schrumpfen? Viele Landsleute entlang des Po werden dem rabiat antinationalen Minister zu-

stimmen, wenn sie an den vielarmigen Kraken Mafia im Süden denken, der obendrein gerade in diesen Tagen wieder im neapolitanischen Müll zu versinken droht. Solche Dauerthemen verfolgen Millionen von Italienern seit jeher zur Meinung, ihr Nationalstaat sei ein Irrtum oder existiere überhaupt nicht.

Doch gehören umgekehrt nicht gerade der unverwundliche Kirchturmgeist des „Campanilismo“, der Dauerstreit zwischen überlappenden Administrationen und Ideologien, das Hineinregieren des mächtigen Vatikans untrennbar zu dieser letztlich sehr bewohnbaren Nation? Ist der starke Staat nach hegelschem Muster vielleicht trotz aller Sehnsüchte gar

ner kleinen Utopie nicht daran, für 2011 einen Aufbruch, einen Stolz der Italiener auf ihre merkwürdige, ihre unmögliche Nation zu prognostizieren: „Am 17. März 2011 empfanden die Italiener endlich das Gefühl, eine Nation und einen Staat zu bilden. Denn beides existiert in ihrem Bewusstsein und ihrem Willen, in ihrer Gegenwart und ihrer Zukunft durchaus.“

Italien – eine rührende Fiktion also? Der 84-jährige Carlo Fruttero, neben Giorgio Bocca letzter Überlebender der Turiner Autorengeneration der Resistenza und der Nachkriegsmoderne, beschließt sein Geschenk zum Hundertfünfzigsten ans Vaterland nüchtern. Er legt gemeinsam mit dem jungen Massi-

Chillen mit Marx

Auf einem ehemaligen russischen Flughafen im kleinen Lärz, mitten in der mecklenburgischen Einöde, wird er am 30. Juni 2011 endlich beginnen: der Ferienkommunismus – eine proletarische Revolution auf Zeit. Und nun die schlechte Nachricht: Die Tickets sind schon ausverkauft. Wer leer ausgegangen ist und dennoch auf die Barrikaden gegen den Zustand gehen will, dass nur „das nackte Interesse, als die gefühllose ‚baare Zahlung‘ die Menschen verbindet, wie es im „Manifest der Kommunistischen Partei“ heißt, hat vielleicht noch Glück auf Ebay. Die Eintrittskarten kosten dort allerdings bis zu 150 Euro das Stück. Haben Marx' Ideen denn nicht längst an Popularität eingebüßt? Die KPD oder MLPD mit ihren kettenrauchenden Betonköpfen sind jedenfalls nicht am Lärzener Kommunismus-Revival beteiligt. Verantwortlich zeichnet eine kleine Gruppe, die seit 1997 das Musikfestival Fusion organisiert. „Vier Tage Ferienkommunismus“ lautet das Motto. Heißt das, dass die DJs besonders gut auf ihre Plattenspieler aufpassen müssen, weil es die Gäste vielleicht zu genau nehmen könnten mit der Aufhebung des Privat-eigentums? „So verschieden wie die Menschen, die sich hier zusammenfinden, ist das, was sie hier suchen und erleben“, liest man auf der Internetseite der Veranstalter. Schaut man sich dagegen in sozialen Netzwerken um, bekommt man den Eindruck, dass die Revolutionäre, die nach Lärz aufbrechen, eigentlich recht wenig suchen. Erleben wollen sie vor allem das, was ihrer Vorstellung von Hippieskum entspricht und ihnen irgendwie beatgenerationsmäßig erscheint: freie Liebe, flackernde Lichter, fulminanter LSD-Rausch. Was aber bitte hat das mit Kommunismus zu tun? Es ist gespenstisch, wenn ein Begriff umgekehrt, der lediglich eine Hülse ist und nur beim ersten Hinhorchen sympathischer wirkt als etwa „Ferienkapitalismus“. In einem Punkt scheinen Marx und Engels doch recht behalten zu haben: Es „ist hohe Zeit“, der Unwissenheit von der Bedeutung des Kommunismus „ein Manifest der Partei selbst entgegenzustellen“. tewa

Morgen in Bilder und Zeiten

Andreas Plathaus: Das große Kinogehemnis von Paris

Hubert Spiegel: Wovon sich Porzellanfiguren fürchten

Jahresendworte

Berlin und sein Schloss

Berlins Regierender Bürgermeister Klaus Wowereit hat zum Jahresende ein letztes Wort zur Rekonstruktion des Stadtschlusses gesprochen: Ohne Vertrag, klare Zusagen und Termine wollte das Land die vereinbarten Zuschüsse für das Großprojekt nicht freigeben. Diese Absage an finanzielle Vorleistungen durch Berlin ist nicht neu, nur hat sie der Bürgermeister jetzt in einem Gespräch mit der Nachrichtenagentur dpa noch einmal bekräftigt. Dabei steht außer Frage, dass die Stadt vom Schloss am meisten profitieren würde, bekäme sie doch Räume für ihre Zentralbibliothek, die Humboldt-Universität und Museen, ganz zu schweigen vom Tourismus. Doch hat als Erster der Bund den Start auf das Jahr 2014 verschoben, obwohl das Schloss dann teurer würde wegen des neuen U-Bahn-Tunnels. Das Land ist mit 32 Millionen Euro am Schloss beteiligt. Der Bauherr hoffte, damit den politisch verordneten Leerlauf überbrücken zu können. F.A.Z.

Heute

Der Mut zur Graphic Novel

Comics bekommen unter neuem Namen eine neue Chance im Handel und bei den Lesern. Doch was bieten sie wirklich an neuen Formen und Inhalten? **Seite 29**

Von Bäumen und Sträuchern

Er malt im blau-weiß gestreiften Pyjama: Eine Retrospektive in der Hamburger Kunsthalle zeigt Rodney Graham als virtuellen Künstler mit ausgeprägtem Humor. **Seite 30**

Das bleibt vom Jahr 2010

Filme, die uns bewegt haben: Die Kinoredaktion trägt die faszinierendsten Momente und ihre Erinnerungen an die großen Toten des Jahres zusammen. **Seite 31**

Im Klavier steckt einfach alles

Mit archaischem Spürsinn: Adam Zamojski erzählt das Leben Frédéric Chopins recht lakonisch und weiß dabei einige Mythen beiseite zu räumen. **Sachbücher 32**

Die Erderwärmung um acht Grad wird es niemals geben

Schon vorher wird sich die fossile Zivilisation selbst zerstört haben, wenn sie weiterwirtschaftet wie bisher / Von Anders Levermann

Kaum erleben wir mal wieder einen Bilderbuchwinter, mit tiefem Schnee und Rodelbahn für die Kinder, bricht in Deutschland das Verkehrssystem zusammen. Fahrverbot für Lastwagen in Teilen des Landes; die Bahn rät von Reisen mit der Bahn ab; Flugzeuge bleiben am Boden. Wer hierauf nur mit Spott reagiert, der verkennt, was geschieht: Es zeigt sich, wie fragil unsere technisierte Gesellschaft auf Wetterereignisse reagiert. Diese Verletzbarkeit wiegt schwer, denn unser Klimasystem ist aus dem Gleichgewicht.

Knietief im Schnee stehend vernehmen wir von Forschern der amerikanischen Weltraumbehörde Nasa und demnächst auch von anderen Spitzeninstituten, dass 2010 das wärmste Erdenjahr seit Beginn der Aufzeichnungen vor über 130 Jahren war. Die derzeitige Winterkälte in Europa ist alles andere als ein Gegenbeweis, sondern könnte durch die globale Erwärmung noch verstärkt werden. Kollegen haben den entsprechenden Mechanismus entdeckt: Durch das Schmelzen des Eises in der russischen Karasee kann sich ein Hochdruckgebiet bilden, das arktische Winde nach Eurasien umlenkt und damit zu extrem kalten Temperaturen in Europa führt.

Schon dieses eine aktuelle Beispiel zeigt, dass globale Erwärmung keineswegs bedeutet, dass es zu jedem Zeitpunkt überall auf der Erde wärmer wird. Je mehr und je schneller wir Treibhausgas ausstoßen, desto mehr gerät unser Klima aus der Balance. Es sind also im Grun-

de gar nicht die vorhersagbaren Folgen der Erderwärmung, wie der wahrscheinliche Verlust des „ewigen Eises“ am Nordpol, die uns Sorgen machen sollten. Es sind tatsächlich die Ereignisse, die wir nicht vorhersagen können, die unsere Grenzen bestimmen.

In den Medien, immer wieder überdeckt vom politischen Tagesgeschehen, können wir seit einiger Zeit die Epizentren eines Phänomens verfolgen. Das Klimasystem bebt. Seit Jahren verzeichnen wir klimatische Jahrhundertrekorde. In Pakistan entstand im letzten Sommer der größte Süßwassersee der Erde – als Folge von Überschwemmungen, die Folge von Rekordniederschlägen waren. Für diese wiederum gab es einen direkten Zusammenhang mit der Hitzeperiode in Russland. Temperaturen übertrafen dort die Normalwerte um nahezu acht Grad und führten zu verheerenden Bränden und einem Exportverbot für Weizen. Wir selbst erlebten eine erneute Hitzewelle in Europa und Überschwemmung im Oberrhein.

So war der Sommer 2010 wieder einmal ein Sommer der Extremereignisse, und wieder können wir Klimaforscher die Geschehnisse nicht eindeutig auf den Klimawandel zurückführen. Das wird niemals mit Sicherheit möglich sein, denn generell kann kein Einzelereignis auf den globalen Erwärmungstrend zurückgeführt werden. Die Frage ist: Müssen wir dieses wissenschaftliche Kunststück vollbringen, um zu wissen, wohin die Reise geht? Und die Antwort ist: Nein. Denn schon jetzt ist praktisch sicher, dass wir in

einer sich rasant erwärmenden Welt häufigere und stärkere Extremereignisse zu erwarten haben.

Derzeit werden weltweit die Szenarien der Erderwärmung für den kommenden Bericht des Weltklimarats IPCC berechnet. Wir simulieren dazu die klimatischen Folgen verschiedener möglicher Emissionsszenarien in Klimamodellen – also welche Erwärmung folgt welchem Pfad des zukünftigen Ausstoßes von zusätzlichen Treibhausgasen. Da die Ergebnisse auf physikalischen Grundgleichungen beruhen, werden sich die Projektionen der unterschiedlichen Forschergruppen weltweit kaum unterscheiden. Was wir aus unseren neuesten Studien schon jetzt sagen können, ist: Wir befinden uns weiterhin auf dem wärmsten der möglichen Zukunftspfade.

Schon beim ersten Blick auf die globale Temperaturentwicklung dieses „Business as usual“-Szenarios erkennt man, dass wir diesen Pfad nicht bis zum Ende gehen werden. Die Temperaturprojektion ergibt eine Erwärmung von mehr als acht Grad im Jahre 2200. Das wird die Konsequenz sein, wenn wir einen Großteil der bislang entdeckten fossilen Energieträger wie bisher mit jährlich ansteigender Intensität verbrennen.

Der Punkt ist: Zu einer solch starken Erwärmung wird es niemals kommen. Und zwar nicht etwa, weil die Berechnungen falsch sind. Auch nicht, weil das Klimasystem einen Puffer böte, der die Auswirkungen unseres Handelns mildern könnte. Zu der Erwärmung um acht Grad wird es des-

halb nicht kommen, weil es eine andere Grenze gibt – die Grenze der Anpassungsfähigkeit unserer Gesellschaft. Mit ihr erreichen wir auch das Limit unseres Wirtschaftssystems. Der Pfad Richtung acht Grad plus setzt voraus, dass es funktionierende Industriestaaten gibt, deren Ausstoß von Treibhausgasen mit wachsender Wirtschaftsleistung ansteigt. Doch schon heute entpuppen sich diese Systeme als erschreckend verwundbar.

Wo genau die Grenze unserer Anpassungsfähigkeit ist, ob bei drei, vier, fünf oder erst bei sechs Grad, vermag heute niemand zu sagen. Fest steht, dass der Unterschied zwischen einer Eiszeit und einer Warmzeit, in der wir uns seit etwa zehntausend Jahren befinden, ungefähr fünf Grad beträgt. Der Übergang zwischen diesen beiden Extremen der vergangenen zwei Millionen Jahre unserer Klimaschichten – zwischen Eiszeit und Warmzeit – dauerte gut fünftausend Jahre. Wenn die Menschheit heute mit dem Ausstoß von Treibhausgasen weitermacht wie bisher, erreichen wir eine Erwärmung von gleicher Stärke fünfzigmal schneller als in der Vergangenheit. Das ist, als schläge man mit einem Hammer auf einen Gong – alles fängt an zu vibrieren. Klimaschwankungen werden extrem und unkalkulierbar. Am Repertoire unkalkulierbarer Phänomene mangelt es dem Klimasystem nicht.

Was, wenn die Zeit zwischen den Extremen nicht ausreicht, die Schäden zu beseitigen? Wenn Überschwemmungen, Hitzewellen und Kälteperioden in schneller

Folge die öffentlichen Haushalte an den Rand der Leistungsfähigkeit zwingen? Wenn Versicherungen und Rückversicherungen die Schäden nicht mehr auffangen? Bei einer derart rasanten Erwärmung reden wir nicht mehr über Bekanntheit, sondern über eine neue Qualität der Entwicklung.

Es ist wahrscheinlich, dass in einer solchen Situation Länder wie Bangladesch und Teile von Afrika bereits unbewohnbar geworden sind. Sei es, weil die Trinkwasserversorgung durch Dürren oder das Eindringen von Meerwasser zusammengebrochen oder weil Landwirtschaft unmöglich geworden ist. Selbst ohne Extremereignisse schätzen die Vereinten Nationen die Anzahl der Klimaflüchtlinge bei einem Meeresspiegelanstieg von einem Meter auf 90 Millionen.

Welcher Teil der Gesellschaft zuerst an seine Grenzen stößt, ob öffentliche Haushalte, Wirtschafts-, Finanz-, Rechts- oder politisches System, wird von Region zu Region unterschiedlich sein. Die entsprechenden gesellschaftlichen Mechanismen beim Annähern an die Grenze stellen fundamentale und ungelöste Fragen an die Sozialwissenschaften. Fest steht, dass es eine Erwärmung von acht Grad nicht geben wird. Denn bis dahin wird die Ursache unter ihren eigenen Folgen kollabiert sein.

Die Wand, auf die wir zufahren, liegt im Nebel, aber sie ist da!

Anders Levermann ist Wissenschaftler am Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung. Er ist Leiter für das Meeresspiegel-Kapitel im nächsten, fünften Sachstandsbericht des Weltklimarats IPCC.